

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 11 (1931-1932)
Heft: 3

Artikel: Die Schweiz und das deutsche Sprachgefühl. Teil 1
Autor: Heyck, Ed.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-157379>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 04.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

einsichtigen Wirtschaftskreisen fast aller europäischen Länder die umfassende Bedeutung des Südostens erkannt hat, dürfte es nicht allzu schwer sein, die hier vorliegenden großen Wirtschaftsaufgaben einer befriedigenden Lösung entgegenzuführen.

Die Schweiz und das deutsche Sprachgefühl.

Von Ed. Heyd, Ermatingen.

Die deutsche Sprache.

Mancher Völker Sprachen vernahm ich; keine
ist an Farbe, plastischem Reiz, an Reichtum,
Wucht und Tiefe, keine sogar an Wohlklang
ist dir vergleichbar.

(Leuthold)

1.

Die Grenzfuge, die zwischen dem Reich und der Schweiz im Gebrauch der gemeinsamen Schriftsprache besteht, ist nicht so augenfällig, daß Alle sie hüben und drüben wissen und daß sie gar zollamtlich bewacht würde. Gegenwärtig beginnt sie aber merklicher zu klaffen und läßt in gewisse, in ihr enthaltene Probleme hineinblicken. Da ist, in mehr oberflächlicher Beziehung, die leichte Veränderung des schweizerischen Wortbestandes durch Einzelbenennungen, die gelegentlich amtlich übernommen werden, stetig in weit größerer Zahl aber paßlos von selber herübergeflattert, gesummt, getroffen kommen und mehr oder minder auch ins Bürgerrecht gelangen. Wollen sie ein Ersatz sein, so regt sich die gute Treue, die den altgewohnten „Perron“ verteidigt und psychisch den Sinn bekundet, der auch wichtigere Überlieferungen schützen wird. Bemerkenswert kommt es der glatten Neuaufnahme zugut, wenn für sie nichts fühlbar hergegeben werden muß, wie z. B. für den Befehlsstab, den in Deutschland nicht gerade aufs glücklichste übersetzten Signalstab.

Indessen ist keine Erörterung beabsichtigt über das Lexikalische und den Wortschatz, der neuerlich in Deutschland mit Hochbetrieb bei den großen Amtsstellen, Organisationen, Verbänden, ferner nach dem älteren Vorgang des Rechtswesens, des Heeres, der Technik nun auch bei den Wissenschaften, bis in die letzten Burgen der undeutschen Terminologien, durchgemustert, „deutschkundlich umgewörtet“ und mit Neubildungen bewörtet wird. Es handelt sich für die Darlegung hier vielmehr um die verdeckteren, aber desto wichtigeren Fragen, die in der Tiefe der Grenzspalte zu er-

kennen und keine nur reichsdeutsche Angelegenheit sind, da sie die innersten Organe der Sprache selbst betreffen, ihre geschichtlichen Gesetze und das, was diese in Kraft und Bestand erhält, das natürliche Gefühl und G e h ö r für die Sprache. Diesseitige Äußerungen, die auf das Problem schon aufmerksam werden mußten, brauchten für das schweizerische Schriftdeutsch keine Besorgnis zu hegen, zum Glück scheuen sie aber die warnende Deutlichkeit doch auch nicht. So wies in einem großen Zürcher Blatt (23. Juli 1927) die sachdienliche Unverblümtheit eines Mitarbeiters hin auf die zunehmende „Engherzigkeit“ im Reichsgebrauch der Sprache und ein dadurch verursachtes *Pennälerdeutsch*. Mit dem treffendsten Wort wird hier das Symptom bezeichnet: der Verlust der Unbefangenheit, die die natürlichen Erscheinungen der Sprache persönlich heraus hört und wiedergibt, ihr die freie und reichere Formenbeweglichkeit beläßt, die von ihren akustischen Gesetzen bedingt ist und erfordert wird. Solch schülerhaft beengte, den Formenwechsel vorsichtig vermeidende Schreibweise ist aber letzten Endes die Folge der taubstummen Richtigkeitsmethode, die mit den Konferenzen von 1876 in die *Rechtschreibung* kam.

Das ist die tiefer werdende „Grenzfrage“, daß sich in Deutschland das angeborene Sprachgehör unvermerkt hat ertönen lassen, bis auf die Nachzügler, die bemerkenswert sich in dichterer Zahl noch unter den Gelehrten finden (ich meine nicht so sehr die Sprachgelehrten, sondern die gesamte Fakultät, wie die medizinische und theologische auch) als gerade unter den Schriftstellern; daß hingegen in der Schweiz Sprachgehör und Sprachgefühl sich ohne Beeinträchtigung und Konflikte mit der in den neunziger Jahren auch hier rezipierten amtlichen Rechtschreibung vertragen. Unbeirrt spricht, schreibt und lebt man auf ihrem stammlichen Boden in Einklang mit den Urgesetzen des germanischen Sprachwesens. Es läßt sich ein Analogon andeuten zu dem inneren Auseinanderstreben in der Reichsgeschichte und der schweizerischen, seit der Zeit der Begründung der Eidgenossenschaft und der keimenden Abspaltung vom Reiche. Während in diesem, im Reiche, das Volkstum als solches zunehmend enteignet, seinem ältesten Wesen entfremdet, umgezüchtet wurde in Untertanen und mundtote Laien in jeder Richtung, das Autoritative sich auch noch mit dem fremden Römerrecht und dem fremdbürtigen Absolutismus verband, blieb die Eidgenossenschaft — indem sie aus ihrem Boden rechtzeitig den Sproßling des Vogtwesens aus hob, so wie ihn der saure Rudolf mit den süßen Worten zu ziehen dachte — auf der unverbogenen Linie der volkseigenen, deutschursprünglichen Geschichtlichkeit. So ward sie zum Aghl und lebendigen Archiv der im germanischen Urwesen bewurzelten Herkommen, Rechtsaltertümer, öffentlichen Anschauungen, Formen und Vergildungen, der noch immer urgermanischen Gliederung, die das Größere vom Einzelnen, von der Gemeinde her auf baut, der volksechten Freiheiten, die im altererbten Bewußtsein des Mannes, der Persönlichkeit, beruhen, nicht in „erteilten“ Verfassungen; ihre Geschichte ist *organische* Entwicklung aus dem Allen.

Wird die Schweiz vielleicht demaleinst zur Geltung kommen als die zum Glück sich bietende Naturheilstätte des freieren, persönlichen Sprachgefühls, wenn in Deutschland noch wieder erkannt wird, daß man mit der gehörlosen Richtigkeit auf den verderblichen Irrweg geraten ist? Denn nur aus Verkennung und Unberatenheit schlug man ihn ein. Weder gewußt noch geahnt ward solche Endfolge, daß man der Sprache etwas antat, womit sie zur leblosen Wachsfigur werden müsse oder lebendig versteinern, sofern sie nicht, wie derlei die Märchen erzählen, noch wieder erlöst wird. Die Männer von 1876 waren in jeder Hinsicht bestmeinend, als sie wie die Rudergeführten des Odysseus mit wohlversicherten Ohren gegen dreidimensionale Gefährdungen ihres Unternehmens am grünen Tisch des patronisierenden Ministers ihr Richtigkeitschema beschloßen. Eines, das kein starres Lineal sein wollte, das die Erscheinungen der Sprache, so wie sie der Lesende bei genauem Zusehn im einzelnen Wort wahrnimmt, bestehen lassen wollte, duldsam für ihre Ländeleien: daß sie trotz ihres gesetzten Alters „neben“ der guten, „vollständigen“ Form der Grammatiker sich fast lieber schürzte, mutwillig das Röcklein „abkürzte“, wie Duden sagt, und gar bis auf den Wortrumpf unbekleidet dasteht, ohne Appendiz der schicklichen Endung. Die Enzyklika der neuen Rechtschreibung begnügte sich mit der nachsichtigen Zulassung des zweierlei Richtigen, nicht ohne merkwürdige Seitenblicke auf die „edlere Schreibung“. Das Tragische für das Sprachgefühl ist, daß nur gerade aus dieser schonenden Behandlung das ganze Unglück hat entstehen können. Es wäre anders gekommen, wenn der Beschluß der Experten ohne Federlesens vorgegangen wäre, wenn er verkündet hätte: diesen Launen des Sprachgebrauchs haben wir ein Ende gemacht! Stürme des aufmuckenden Widerspruchs wären, in jenem Zeitpunkt noch, entbunden worden. Die schreibende Bildung würde sich um das Panier ihrer freieren Gewöhnung geschart haben, die Hohenpriester selber der Sprachwissenschaft wären hinab in die unakademische Arena gestiegen und als die noch maßgeblicheren Experten eingeschritten. Dies alles, die Rehrseite, das Ausbleiben, ist weiterhin noch genauer darzustellen: wie die Toleranz der Rechtschreibung der Formenbeweglichkeit Zeit ließ, sich von selber zu verflüchtigen, Raum gab, daß der Abfall von ihr gruppenweise einriß, Ursache blieb, daß kein musischer Orpheus noch wieder in ihr die ins Leben zurückzurufende Eurydike erkannte. Als das Regelwerk in die Öffentlichkeit hinauskam, die nun bevorstehende neue Schreibung, gab es großes Aufsehn. Aber die Alarmlöcke war nicht darin, die das atonale Prinzip der Regelfindung ausgeläutet hätte, die auf Gedanken über Akustik und Rhythmik in der Sprache hingeführt hätte, und daß es damit nicht getan sei, wenn hier und da auch von Betonungsgesetzen gesprochen wird, d. h. nur im längeren Einzelwort und als ob das von der Zahl der Silben abhängt. Der Trieb der Deutschen zum Besserraten, der zwar sehr ungleichmäßige Objekte wählt, über dessen Schweigsamkeit die Angelegenheiten der Sprache sich aber nicht zu beklagen haben, biß nur nach allem

Gesagten schnurstracks an auf die heraushängende S ä l b l i c h k e i t, Zagheit, Unklarheit des angewandten atonalen Prinzips, statt dieses als solches ins Auge zu fassen und zu kritisieren; man tabelte das un feste Schwanke der hölzernen Brücke zur neuen „Richtigkeit“, die Unsicherheit für diejenigen, die sie begehen sollten und wollten. Einmal auf diese Spur gesetzt, bewegte die eintretende Verbesserung in ihr sich weiter, stellte e i n e Regel her, nahm dem Einzelwort die Beweglichkeit in seinen Formen.

Die Sprache als solche brachte ihre rhythmische Bedingtheit mit auf die Welt, oder umgekehrt, von dieser ward sie eigentlichst geschaffen. Der zusammenhängende Satz — der nach neuerer Theorie die Sprache des Menschen unterscheidet von denen der Vögel und Tiere — bestimmt als e i n h e i t l i c h e s T o n g e f ü g e die Einzelformen seiner Wörter, ihre jeweilige Länge oder Kürze in der Endung, wie auch Gedrungenheit oder Dehnung innerhalb der Wörter. Das Einzelwort ist kein selbstisches, in seinem Formenwechsel launenhaftes Individuum, wie es von der Rechtschreibung behandelt wird. Dem natürlichen Satzrhythmus folgen die Sprechenden unwillkürlich, die versetformenden Dichter nach besten Kräften, aber auch die in Prosa Schreibenden, soweit sie darin nicht behindert sind. Didaktische Hinderungen und papierene Aufnötigungen, zu welchen auch der Apostroph gehört, gab es schon seit Jahrhunderten. Freier vom Sprachlehrer, als die neuere Zeit, machte das Mittelalter von den Buchstaben, mit denen es sich mehr als wir behelfen mußte, trotzdem einen phonetisch feinerhörigen Gebrauch. Dadurch nimmt sich das Mittelhochdeutsch fremdartiger aus, als wenn wir auch so schreiben würden.

Trotz den didaktischen Einmischungen blieb aber noch immer das Sprachgehör der die Schriftsteller und Briefschreiber leitende Anonymus. Gradunterschiede zeigen sich naturgemäß. So die bessere Gehörmäßigkeit der musikalisch Veranlagten, ferner die der Süddeutschen, wo die ungenierter gebrauchte Mundart dahinter steht; auf einer andren Seite die den Mitdeutschen so komische e-Anhängerei der Sachsen und Thüringer an die verschiedensten Wortgattungen. (Der fade Thümmel, den man aus einer Literaturgeschichte in die andre, wahrscheinlich unbesehen, weiterschleppt, schreibt: „auf der weltberühmten Plattform des Straßburger Münsters“ oder: „sie setzte sich zurechte“, u. ä.)

Alles Ursprüngliche und Naturreine wird aber erst gefährlicher bedroht und aus dem Gebrauch zurückgedrängt, wenn d a s S u r r o g a t mit Werbekraft in Umlauf gebracht wird. In ungemerkttem Vorgang ward von 1876 ab dem Sprachgehör sein Ersatz untergeschoben durch ein Regelwerk, womit nun Jeder, der sie wünschte, die Beruhigung in die Hand bekam, wenn er hiernach nur Wort für Wort jedes einzelne richtig schreibe, so sei dann alles in bester Ordnung. Man nennt das sogar „stilistisch“ richtig. Dies war der erste Streich, der gegen das rhythmische Gehör geführt wurde. Schreibe ich im Verlauf meiner Sätze (selbstverständlich bleibt jedes Gehör individuell determiniert): „vor dem Haus“, aber „hinter dem Hause“,

so kann die Regel dafür Nachsicht haben, aber kein Verständnis. Von jenem ersten Streich ab ward es aber dann der Fluch der ungewollten bösen Tat, daß sie fortzeugend den Drachen gebären mußte, der das Gehörorgan richtig ausfrisst. Die Männer der Rechtschreibung ließen dem Formenwechsel seine Ungezwungenheit, sie suchten ihm gerecht zu werden durch den Dualismus der Regel. Da sie diesen aber nicht aus den innersten Gesetzen der Sprache zu begründen, sich nicht zu rechtfertigen wußten, versielen sie damals schon dem Tadel, ihre Rechtschreibung sei nicht „durchsichtig einfach“ genug, sei nicht „einheitlich“, und sei nicht „folgerichtig“. Mängel, die zu verurteilen eine psychologische Trias, wenn auch nicht die der Grazien, allverbreitet disponiert ist. Da die Zeit aber alles heilt, ist ihr das mit jenen Mängeln auch gelungen. Innerhalb eines halben Jahrhunderts ist die unentdeckte Funktion eines Sprachgehörs auf immer engere Kreise eingeschrumpft, während umgekehrt von bestimmten Organisationen die Zusammenlegung der dualistischen Regel beschlossen ward und sie auch da, wo die kategorische Aufnötigung nicht bestand, stetig weiter um sich griff. Das zitierte „Pennälderdeutsch“ schreibt die längere Endung, weil es schon keine andere weiß oder weil diese als einwandfreier erscheint. Übrigens figurierte sie auch schon in Dudens Parität als die prima inter pares. Die kurze Endung ist für ihn eine „abgefürzte“, die „neben“ der vollständigen besteht. Verschiedentlich wird die „volle“ Form als die „vorzüglichere“ oder „edlere“ bei ihm bezeichnet.

U n d e r s d i e S c h w e i z. Hier leitet noch durchgängig das Sprachgehör, wenn auch nicht gesagt sein soll, ausnahmslos. Auch mit Selbstverständlichkeit wird auf es Bezug genommen. Pädagogische Erörterungen über den Sprachunterricht in der Primarschule sprechen ohne Weiteres vom „Klang“, vom „Ohr“, von dessen Schulung. Muß das nicht speziell den sahrhythmischen Sinn, der hier gemeint ist, haben, so bewegt es sich doch im Bereich des akustischen Sprachgefühls. Es fehlt nicht an den treuen Anwälten der einsichtsvollen Lehre, was die Schweiz dem glücklichen Umstand verdankt, daß hier noch die u n v e r r e g e l t e M u n d a r t mit ihrem naturgesetzlichen „Wohlklang“ (Meinrad Lienert) von den Gebildeten und Jedermann gesprochen wird. Der zauberkräftige Schutz, womit unsichtbar als die behütende gute Fee auch hinter der Schriftsprache die Mundart steht, wird ihr verständnisvoll erwidert und der Befangenheit entgegengetreten, soweit sie etwa vorkommt, als ob das Schwizerdütsch was Minderseines sei. Sein zutreffender Vergleich liegt im Holländischen, das sehr selbstolz ist. Es rühmt sich „zoet en krachtig, rijt en vloeiend“, und das gilt auch hier. Den glücklichen Dualismus, im Schriftdeutsch u n d in der Mundart zu leben, und was dem der Gebildete verdankt, behandelt auch die umfassende Aussprache F r. B i s c h e r s, des schwäbischen Mit-Alamannen, in seinen Distichen:

Wohl mir, daß ich im Land aufwuchs, wo die Sprache der Deutschen
noch mit lebendigem Leib im Dialekte sich regt,

Milch der Mutter noch trinkt, noch quellendes Wasser am Borne,
vom Schulmeister noch nicht rektifiziertes Getränk! u. s. w.

Über die deutsche Terra incognita des Prosarhythmus, in Gestalt von Untersuchungen der Sprache C. F. Meyers, ist 1925 in Bern die akademische Studie einer jungen Dame, M. Fäßler, erschienen. Die „Stilkritischen Übungen“ von D. v. Greherz, mit ihren vom Studenten zu analysierenden Proben aus ungenannten Autoren — um sie zu ver-raten: von Luther bis Karl Sternheim — beruhen auf der Voraussetzung des Sprachgefühls, mit dem Zweck, es noch bewußter und kritischer zu festigen. Sie sind 1925 in Leipzig erschienen, und es wäre interessant zu erfahren, wie groß in Deutschland, in den Schrifttumskundlichen Seminaren, der Erfolg dieses Büchleins ist, das neben seiner methodischen Nützlichkeit zugleich auch höchst unterhaltend ist, wie ein gesellschaftliches hübsches Rätselspiel. In einem Zürcher Vortrag über Sprachveränderung, im Januar 1930, bezog sich der Linguist an der Universität Freiburg im Breisgau, Professor Leumann, der, so viel ich weiß, geborener Thurgauer ist,*) auf den sprachgemäßen Wechsel der Formen und die dadurch erforderte, „rhythmisch bedingte“ Entscheidung des Schreibenden, ob er im Einzelfall die längere oder die kürzere Endung wähle. Als Beispiel ward angeführt, ob je nachdem der Dativ „dem Ruhm“ oder „dem Ruhme“ rhythmisch das Richtige sei.

Rhythmik ist jetzt in Deutschland das hochbegriffene Wort, von der ernsthaften wertvollen Einführung in die verschiedensten Gebiete des Wissens und der Ästhetik, bis zum modigen Aufputz etwelcher Feuilletonistik. Die Kinder in der Schule üben sie, junge Mädchen in den privaten nachkulturfundlichen Freiluftschulen werden körperrhythmisch durchgebildet; aber ausgesucht davon, daß es auch in der Sprache einem Rhythmus zu folgen gibt, erfahren Jung und Alt nicht, bis auf die Kreise der Linguistik und Phonetik. Durchgängig weiß weder Lehrer noch Schriftsteller, daß von Urbeginn der deutschen Sprache der germanische Saksakzent der große Kapellmeister ist, der melodisch sie dirigiert, und mehr: der eigentliche Gesetzgeber in der Sprachgeschichte überhaupt, der von Jahrhundert zu Jahrhundert die Fortentwicklung in den Lauten und Formen gelenkt, bestimmt, sie nicht nur begleitet hat. Das von Prof. Leumann über die rhythmisch bedingte Entscheidung Gesagte gilt, wie vom Dativ, natürlich auch für den Genitiv, desgleichen für die Verbalendung, den feinhörigen Unterschied von „wir wollen sehen“ oder „sehn“, für die genauere Paßlichkeit eines „unseren“, „unsern“ oder „unsren“. Der Dativ eignet sich aber besonders gut zur Exemplifikation, und so nun auch hier zu einer schmalen Gegenüberstellung von Beispielen, wie es drüben und hüten steht.

*) Dies trifft zu. Seit Niederschrift dieser Erörterungen ist Prof. Leumann gestorben.

Aus schweizerischer, Zürcher Berichterstattung (7. Februar 1927) notierte ich: „Die Krankenwärterin bleibt bis zum gerichtlichen Austrag auf freiem Fuß.“ In Deutschland hätte in dubio Alles, was mit der Juristerei zusammenhängt, geschrieben: „bis zum gerichtlichen Austrage auf freiem Fuße“. Bei verdienstvollster Eindeutschung der Sprache des Rechts, hat sich die juristische Mentalität doch am Sprachgefühl geradezu mit einem Justizmord versündigt. Mit ihren weitreichenden Einflüssen hat sie zu seiner Austilgung mit am kräftigsten beigetragen. Das deutsche Bürgerliche Gesetzbuch und andere große Kodifikationen führen im Dativ die Endung mit e mit aller „Folgerichtigkeit“ durch. Ihr e schreift vor nichts in der Welt zurück, als — vor dem Hiatus der römischen Grammatiker, der doch die deutsche Sprache zu keiner Zeit geniert hat und ihren Gesetzmäßigkeiten völlig fremd ist.

Schöner für Leute mit Gefühl, als das Bürgerliche Gesetzbuch, lesen sich in dubio die Romane der Justizräte. Den Einfluß der Aktenlektüre spürt man doch hier auch. Daraus sogleich ein Beleg zu der Behauptung vorhin: „Solanthe wollte die Sache sogleich zum Austrage bringen.“ „Sie gingen zusammen nach dem Gerichte“ (gemeint das Amtsgericht). Weiter noch eine Handvoll nicht juristischer Dative, auch sie aus guten Büchern, wo es eben am wehesten tut. Selbstverständlich ist es kein aufzudrängendes Urteil, wo persönlich ich zusammenzucke. Es sind auch nur Bücher zitiert, wo nach aller Annahme die Autoren, in einem Fall die gebildete Übersetzerin, doch auch die Korrektur gelesen haben werden. Keine aufgespürten Einzelfälle; Proben aus vielen Notizen. „Sie strahlte von Glücke“. — „Entwürfe im Monumentalstile“ (Möller van den Bruck). „Danke dem vorangegangenen Biere vermochte er“ u. s. w. (Th. Mann, ein Steinchen aus dem Zauberberg). „Meistens saß er, wenn er nicht im Dienste war, auf dem Achterdeck.“ Hier ein durch die Regelangst erpreßtes Verunechten der Seemannssprache, die in sich kurz angebunden und für so Weichheiten nicht zu haben ist. Sie sagt: auf Deck, an Bord, auf der Back, am Bug, am Heck, im Kiel, im Topp, an Land; die Erziehung der Schiffsjungen geschieht mit dem Tauende, aber nicht mit dem Taue. — „Aus dem grünen Lichte im Schilf, aus dem Spiele der Schatten im Walde, aus dem heulenden Gesange des Sturmes sind diese Lieder geworden.“ In dem vorzüglichen Bergstadtverlag in Breslau — auch im reichsdeutschen Verlag hat die Form „im Verlage“ sich reichlich durchgesetzt — ist jüngst ein überzeitlicher Roman erschienen, der sich vom christlich-sittlichen Standpunkt gegen gewisse Fiebererscheinungen des Modernen und Großstädtischen richtet und der in den eindrucksvollen Radiopredigten seiner Bußapostel sich zu jesaiasträftiger Sprache erhebt. Was aber am gründlichsten verfolgt und ausgerottet wird, ist der unflektierte Dativ, den doch auch Juristen, wo sie persönlich schreiben, noch immer übrig lassen. Der Leser vermag sich nicht zu denken, daß Jemand so von selbst geschrieben habe, er gerät in die Vorstellung, das Manuskript sei nachträglich einem Setzerlehrling oder

Schulkind mit dem Auftrag übergeben worden, ohne Ausnahme jedem Dativ noch ein e anzuhängen, wo keins stand und keines hingehörte. Eine Göttin von Glas, die als eine Art sinnlicher Schwester des goldenen Kalbes in dem Buch eine Hauptrolle spielt, lesen wir als „Göttin von Glase“; die Satzschlüsse, wo sie können, bröckeln in dieses e zusammen, die Häuser auf dem Nießschepläze, im unterminierten Sturze, im strafenden Endgerichte; alles, was zum Abschaume geworden, kommt zu Falle. Duden drehte vor Schrecke sich im Grabe, wie er hier zu Bleche wird, und Jedermann mit nur einem Reste von Sprachgehöre wird gemartert durch dies beständige Abgehen vom natürlichen Gefühle und Rhythmusse, — „vom Anfange bis zu allem Ende“, wie es auf Seite 374 zum Schlusse heißt.

Die schweizerische Gegenprobe auf Sprachgefühl und beibehaltenen Formenwechsel könnte wegfallen. Sie läßt sich an jeder normalen Tageszeitung machen, wenn dabei der Unterschied berücksichtigt wird, von Wem und Wo das abgesetzte Manuskript herkommt. Literarisch beschränke ich das Beispiel auf den süddeutsch entstammten und schon früh schweizerisch zugewandten Hermann Hesse, auf ein erst wenige Monate altes Feuilleton, das ihn nach wie vor von dem deutsch-kollegialen Einheitsdativ unberührt erweist. „Ich sitze zum dritten oder vierten Male im Speisesaal.“ So kommt auch kein ungeschickter Reim hinein. „Ich spiele mit dem Serviettenring.“ Die Satzschlüsse männlich fest. Soweit meine Dudenkenntnis reicht, scheint ihm bei allen angestellten Beobachtungen nie in den Sinn gekommen, daß es mit dem Satzschluß eine besondere Bewandnis haben könne. „Es fehlt diesem Geiste an Legitimität.“ Die subtile Gehörmäßigkeit Herm. Hesse's litte, wenn sie an dieser Stelle eines Hiatus wegen „Geist“ schreiben sollte. „Beim Genuß der ersten Züge der Zigarre . . .“. Genuß; keine langweilige Folge dreier e.

Wer die gleiche Feinhörigkeit vor 80 Jahren aufsucht, kann sich in Bismarck's Briefen von der seinigen überzeugen. In den gedruckten Reden und Ansprachen hat sie gelitten durch das Medium des Stenographen, der nach eigenem Gusto die Übertragung für die Drucklegung vornimmt, oder auch noch sonst durch die Druckerei. Auch für die Wiedergabe der Tischgespräche durch Poschinger und durch „Büschchen“ ist Bismarck nicht verantwortlich. Ich ziehe ihn deswegen hier heran, weil vielfach die Norddeutschen — wo es die mündlichen Übergänge nicht gibt, wo man entweder Platt spricht oder „gebildet“ Hochdeutsch — an Sicherheit des Sprachgehörs hinter den Süddeutschen von früher zurückstanden. Und zweitens, um im Vorbeigehn daran zu erinnern, daß dem Reichskanzler die Rechtschreibung nicht auch noch in die Schuhe geschoben werden kann, wie heute so manche Entwicklungen, die gerade er nicht wünschte, ungern als voraussehbar in Kauf nahm, oder sie zu verhüten suchte, soweit er als vielgebundener Gulliver es konnte. Von der ganzen „Puttkamerschen Rechtschreibung“, wie sie nach dem entfernt mit Bismarck verschwägerten Minister heißt, der sie vom Vorgänger übernahm und promulgierte, hat Bismarck

einfach nichts wissen wollen, aus psychischem Widerstreben, schwerlich aus Uhlandschen oder Bisherschen Befürchtungen. Da er sie sich für den Bereich seiner Ressorts verbat, hat er ihre mittelbare Auswirkung, den Abrutsch auf die Einheitsregel, noch für geraume Zeit blockiert.
(Ein zweiter Teil folgt im nächsten Heft.)

Oberstkorpskommandant Robert Weber †.

Von G. Kind, Zürich.

Die Spitzen des Armeestabes aus der Zeit der Grenzbefestigung 1914/18 schwinden dahin. Nach dem General, dem Generalstabschef, dem Generaladjutanten ist nun auch der Geniechef der Armee, Oberstkorpskommandant R. Weber, am Himmelfahrtstage dieses Jahres im Alter von beinahe 82 Jahren verschieden.

Mit ihm scheidet eine starke, bodenständige Persönlichkeit von ungewöhnlichem Ausmaß und großen Verdiensten um die Armee und vor allem auch ein unerschrockener und mannhafter Kämpfer für die Wehrhaftigkeit, ein unermüdlicher Mahner unseres Volkes zur Erhaltung seines Wehr- und Unabhängigkeitswillens.

Das legt uns die Ehrenpflicht auf, seiner in den Monatsheften zu gedenken, zumal Oberst Weber ein hochgeschätzter Mitarbeiter dieser Blätter und ein treues Mitglied des Volksbundes für die Unabhängigkeit der Schweiz war.

Geboren am 13. Juni 1849 in Wollishofen, durchlief er die Schulen der Stadt Zürich, machte in Bern eine handwerkliche Lehrpraxis als Schlosser durch, trat dann in die von Semper geleitete Bauerschule des Eidgenössischen Polytechnikums ein und arbeitete nach deren Absolvierung als Architekt in verschiedenen deutschen und schweizerischen Städten, u. a. auch am Bau des zürcherischen Bahnhofes.

Verhältnismäßig spät, nach Rückkehr aus dem Auslande, begann er seine militärische Laufbahn, indem er im Jahre 1876 die Artillerieoffiziersschule bestand und der Positionsartillerie zugeteilt wurde. Der Besuch der militärwissenschaftlichen Kurse am Polytechnikum hatte schon 1878 seine Beförderung zum Oberleutnant zur Folge. Nun begannen die militärischen Interessen überwiegend hervorzutreten. Eine von ihm 1879 anonym veröffentlichte militärgeographische Studie über die deutsch-französischen Grenzfestungen und die Landesbefestigungsfrage erregte berechtigtes Aufsehen und bewirkte, als seine Autorschaft bekannt wurde, seine Einberufung in die Generalstabsschule.